



Amts-Blatt der Stadt Wiesbaden.

Tägliche Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Nr. 194.

Mittwoch, den 19. August 1908.

23. Jahrgang.

Amtlicher Teil.

Bekanntmachung.

Die Liste der stimmberechtigten Bürger in hiesiger Stadt liegt vom 15. bis 30. August d. J. im Rathause, Zimmer Nr. 6, zur Einsicht offen, was mit dem Bemerkten zur öffentlichen Kenntnis gebracht wird, daß während dieser Zeit von jedem Stimmberechtigten Einspruch gegen die Richtigkeit derselben bei dem Magistrat erhoben werden kann.

Wiesbaden, 10. August 1908.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Sonntag, 22. August d. J., nachmittags, soll die Ausräumung von mehreren Grundstücken auf dem Südfriedhofe (ca. 8 Morgen), sowie der geringe Obstbestand von 2 Apfelbäumen an der Alwineustraße öffentlich meistbietend veräußert werden.

Zusammenkunft nachmittags 4 Uhr an der Jungensstraße zum neuen Friedhofe, obere Brunnstraße.

Wiesbaden, 18. August 1908.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Zur Hause No. 100 Nr. 3, Eingang links 2. Stock, ist per 1. Oktober d. J. eine Wohnung, bestehend aus 4 Zimmern, 1 Küche, Speisekammer, Vordach, 2 Manfarden und 2 Kellern zu vermieten.

Nähere Auskunft wird im Rathause Zimmer Nr. 44, wofolbst die Angebote bis spätestens 20. August d. J. abgegeben sind, erteilt.

Wiesbaden, 23. Juli 1908.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Zu den nachbezeichneten Anleihen der Stadt Wiesbaden sind neue Zinscheine auszugeben u. zwar: Zu der Anleihe vom 1. Juli 1879 Buchstabe G. d. J. Nr. 1: die Zinscheine 5 zum 1. Juli 1908; zu der Anleihe vom 15. August 1883 Buchstabe B. d. J. Nr. 2: die Zinscheine 4 zum 1. Juli 1908; zu der Anleihe vom 1. August 1880 Buchstabe A. d. J. Nr. 3: die Zinscheine 5 zum 1. August 1908; zu der Anleihe vom 1. August 1898 Buchstabe C. d. J. Nr. 4: die Zinscheine 2 zum 1. Oktober 1908.

Die Ausgabe erfolgt vom 15. des den vorgenannten Terminen vorausgehenden Monats ab bei der Stadtkasse dahier gegen Rückgabe der betreffenden Zinscheinanweisungen. Auch kann die Ausgabe durch die den Inhaber der Anleihebescheinigung freie Vermittlung der auf den Zinscheinanweisungen verzeichneten Bankgeschäfte stattfinden, wobei bemerkt wird, daß an die Stelle der Genossenschaftsbank von Sorgel, Parrissius u. Co., die Dresdener Bank zu Frankfurt a. M. und Berlin getreten ist.

Wiesbaden, 9. Juni 1908.

Der Magistrat.

Städtische

Säuglings-Milch-Anstalt.

Trinkfertige Säuglingsmilch die Tagesportion für 22 Pfennig erhält jede minderjährige Mutter auf das Attest jedes Arztes in Wiesbaden.

Abgabestellen sind errichtet:

1. in der Allgemeinen Poliklinik, Seltenstraße 19,
2. in der Augenheilklinik für Arme, Kapellenstraße 42,
3. in der Blücherapothek, Dohmerstr. 81,
4. im Christlichen Spital, Oranienstraße 53,
5. in der Drogerie Bernstein, Wellstr. 39,
6. in der Drogerie Lillie, Moritzstraße 12,
7. in der Drogerie Müller, Bismarckring 31,
8. in der Drogerie Porzehl, Rheinstraße 55,
9. in dem Spital zum hl. Geist, Friedrichstraße 24,
10. in der Kaffeehalle, Marktstraße 18,
11. in der Krippe, Ostab-Abolfstraße 20/22,
12. in der Paulinenstiftung, Schiersteinerstraße 31,
13. in dem Städt. Krankenhaus, Schwalbacherstraße 38,
14. in dem Städt. Schlachthaus, Schlachthausstraße 24 und
15. in dem Wöchnerinnen-Asyl, Schöne Aussicht 18.

Bestellungen sind gegen Ablieferung des Attestes dort zu machen. Unentgeltliche Belieferung über Besuche und Ernährung der Kinder und Auslieferung von Mästen erfolgt in der Mutterberatungsstelle Marktstraße 1/3 Dienstags, Donnerstags u. Samstags, nachmittags von 5 bis 6 Uhr.

Bestellte Mütter erhalten die Milch gegen Einzahlung des ärztlichen Attestes bei der Säuglingsmilchanstalt, Schlachthausstr. 24, die Tagesportion für 25 Pfennig frei ins Haus geliefert.

Wiesbaden, Juni 1908.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Um Angabe des Aufenthalts folgender Personen, welche sich der Fürsorge für hilfsbedürftige Angehörige entziehen, wird eruchtet:

1. des Tagelöhners Jakob Bengel, geb. 12. 2. 1853 zu Niederbarmar, — 2. des Tagelöhners Johann Bider, geb. am 17. 3. 1866 zu Schilp, — 3. der ledigen Dienstmagd Karoline Bock, geb. 11. 12. 1864 zu Weilmünster, — 4. des Schneidergesellen Peter Durr, geb. 8. 8. 1862 zu Weller, — 5. des Tagelöhners Wilhelm Feiz, geboren am 17. Sept. 1884 zu Wörsdorf, — 6. des Büfettiers Albert Berger, geb. am 25. 2. 1872 zu Feuerbach, — 6. des Mühlenbauers Wilhelm Jany, geb. am 9. 1. 1868 zu Oberoffleiden, — 7. — — — — 8. der ledigen Maria Bergen, geb. am 7. 9. 1880 zu Koblenz, — 9. des Fuhrmanns Wilhelm Gruber, geboren am 27. 5. 1864 zu Giesenhahn, — 10. der Ehefrau Theob. Dellmeier, Philippine, geb. Crispinus, geb. am 7. 6. 1872 zu Algen, — 11. des Tagel. Albert Kaiser, geb. am 20. 1. 1866 zu Sommerda, — 12. der Tagelöhner Georg Christ, geb. am 3. 12. 1862 zu Kemel, — 13. der ledigen Anna Klein, geb. am 25. 2. 1882 zu Ludwigshafen, — 14. des Tapezierergesellen Willh. Raybach, geb. am 27. 3. 1874 zu Wiesbaden, — 15. des Tagelöhners Hermann Rauheimer, geb. am 28. 8. 1874 zu Wintel, — 16. des Tapeziers Karl Rehm, geb. am 8. 11. 1867 zu Wiesbaden, — 17. des Kammbauers Wilhelm Reichardt, geb. am 26. 7. 1823 zu Wörsleben, — 18. des Schneiders Ludwig Schäfer, geb. am 14. 7. 1868 zu Mosbach, — 19. des Installateurs Heinrich Schneider, geb. am 17. 3. 1872 zu Kropfingen, — 20. des Kaufm. Hermann Schnabel, geb. am 27. 4. 1882 zu Wehlar, — 21. des Steuerschreibers R. Schneider, geb. am 21. 8. 1872 zu Nauort, — 22. der ledigen Dienstmagd Karoline Schöffer, geb. am 20. 3. 1879 zu Weilmünster, — 23. des Kaufmanns Max Schönbauer, geb. am 29. 5. 1877 zu Oberdollendorf, — 24. — — — — 25. — 26. der led. Margaretha Schnorr, geb. 23. 2. 1874 zu Heibelberg, — 27. der led. Nina Simons, geb. 10. 2. 1871 zu Gaißer, — 28. des Maurers Wilhelm Urban, geb. am 3. 12. 1872 zu Würge, — 29. des Tagelöhners Carl Vogel, geb. am 9. 9. 1868 zu Weiberg, — 30. des Tagelöhners Friedrich Wille, geb. am 9. 8. 1882 zu Reinfrieden, — 31. der Ehefrau des Fuhrmanns Jakob Zinner, Emilie, geb. Wagenbach, am 9. 12. 1872 zu Wiesbaden, — 32. der Tagelöhner Peter Zinner, geb. am 8. 2. 1870 zu Schiersfeld, — 33. des Dachdeckers Anton Hill, geb. am 9. 8. 1876 zu Dasselbach, — 34. des Schreiners Peter Jung, geb. am 1. 4. 1875 zu Wiesbaden, — 35. der ledigen Büfettiers Anna Schneider, geb. 21. 1. 84 zu Sonnenberg.

Wiesbaden, den 15. August 1908.

Der Magistrat. — Armen-Verwaltung.

Bekanntmachung.

In der Frankfurterstraße, zwischen Bismarckring und Hellmuthstraße, soll im August mit dem Umbau der Fahrbahn und Schotter im Kleinfeld, bezw. Gussasphalt begonnen werden. Bis dahin müssen alle noch fehlenden oder etwa zu verändernden Hausanschlüsse an die Kabelneße, das städtische Kanalsystem oder die Haupt-Wasser- und Gasleitung fertiggestellt sein.

Unter Hinweis auf die Bekanntmachung des Magistrats vom 1. November 1906 über die fünfjährige Sperrzeit für Ausbruch der neuen Straßenbedeckung werden daher die beteiligten Hausbesitzer und Grundstückseigentümer aufgefordert, umgehend bei den betreffenden städtischen Bauverwaltungen die Ausführung der noch notwendigen Anschlussarbeiten zu beantragen.

Wiesbaden, den 15. August 1908.

Städtisches Straßenbauamt.

Bekanntmachung.

In der Vorgartenstraße der Rheinstraße zwischen Kaiser Friedrich-Ring und Karlstraße soll im September d. J. mit dem Umbau der Fahrbahn und Schotter im Kleinfeld, bezw. Gussasphalt begonnen werden. Bis dahin müssen alle noch fehlenden oder etwa zu verändernden Hausanschlüsse an die Kabelneße, das städtische Kanalsystem oder die Haupt-Wasser- und Gasleitung fertiggestellt sein.

Unter Hinweis auf die Bekanntmachung des Magistrats vom 1. November 1906 über die fünfjährige Sperrzeit für Ausbruch der neuen Straßenbedeckung werden daher die beteiligten Hausbesitzer und Grundstückseigentümer aufgefordert, umgehend bei den betreffenden städtischen Bauverwaltungen die Ausführung der noch notwendigen Anschlussarbeiten zu beantragen.

Wiesbaden, den 17. August 1908.

Städtisches Straßenbauamt.

Bekanntmachung.

Das Abfahren von Holz aus der städtischen Gasfabrik zu den Konsumanten in der Stadt und Umgegend soll für die Zeit vom 1. September 1908 bis 31. März 1909 öffentlich vergeben werden.

Die maßgebenden Bedingungen können vormittags von 9—12 Uhr am Zimmer 18 des Verwaltungsgebäudes, Marktstraße 16, eingesehen werden, wofolbst auch die Angebote bis zum 20. August d. J., vormittags 11 Uhr, eingereicht sind.

Wiesbaden, 13. August 1908.

Die Verwaltung der städt. Wasser- und Lichtwerke.

Bekanntmachung.

Die Lieferung des Bedarfs an **Stützriegeln mit Holzbohlen** für die Bediensteten und Arbeiter der städtischen Schlachthof-Verwaltung soll vergeben werden.

Verschlüsselte Offerten und Proben sind bis zum 10. September d. J. im Büro der Schlachthof-Verwaltung abzugeben.

Wiesbaden, den 15. August 1908.

Städtische Schlachthof-Verwaltung.

Bekanntmachung.

Die Lieferung des Bedarfs an **Heu und Kornstroh** für die städtische Schlachthof- und Viehhof-Anlage hier, für die Zeit vom 1. Oktober 1908 bis 31. März 1909, soll öffentlich vergeben werden.

Hierfür ist Termin auf Freitag, den 11. September d. J., nachmittags 4 Uhr in dem Büro der Schlachthof-Verwaltung anberaumt, wofolbst die Bedingungen offen liegen und die Offerten rechtzeitig bis zum Termine abzugeben sind.

Wiesbaden, den 15. August 1908.

Städtische Schlachthof-Verwaltung.

Misze-Rückvergütung.

Die Misze-Rückvergütungsbeträge aus vorigem Monat können gegen Empfangsbestätigung in der Abfertigungsstelle, Neugasse 6a, v. Einnehmerei, während der Zeit von 8 Uhr vormittags bis 6 Uhr nachmittags in Empfang genommen werden. Die bis zum 31. d. Mts., abends, nicht abgehobenen Beträge werden den Empfangsberechtigten abzüglich Postporto durch Postanweisung überandt werden.

Wiesbaden, den 15. August 1908.

Städtisches Miszeamt.

Bekanntmachung.

Das Miszeamt (Hauptverwaltung) und die Miszeabfertigungsstelle Neugasse 6a sind jetzt unter Nr. 593 direkt an das Fernsprechamt Wiesbaden angeschlossen worden.

Die bisherige Verbindung über das Stadtamt (Magistrat) ist künftig nicht mehr zu benutzen.

Wiesbaden, den 27. Mai 1908.

Städt. Miszeamt.

Bekanntmachung.

Der **Fruchtmarkt** beginnt während der Sommermonate — April bis einschl. September — um 9 Uhr vormittags.

Wiesbaden, den 27. März 1907.

Städt. Miszeamt.

Verdingung.

Die **Erd- und Maurerarbeiten** für die Einriedung des städtischen Elektrizitätswerkes und der Gasfabrik, Mainzerstraße 142 und 144, sind zu vergeben.

Angebote sind verschlossen und mit der Aufschrift „Einriedung“ **Sonntag, den 22. August 1908, mittags 12 Uhr**, bis zu diesem Zeitpunkt in Marktstraße 16, Zimmer 12, abzugeben.

Die Verdingungsunterlagen werden bis zum 21. d. M., von 9 bis 1 Uhr im Verwaltungsgebäude, Friedrichstraße 9, 1., Zimmer 7, gegen 50 Pf. abgegeben, wofolbst auch die Bedingungen zur Einsichtnahme offen liegen.

Wiesbaden, den 15. August 1908.

Die Verwaltung

der städtischen Wasser- und Lichtwerke.

Verdingung.

Die Ausführung der **äußeren und inneren Verputzarbeiten** für das Verwalter- und Wirtschaftsgelände, sowie weisse Halle und Rabingewölbe in der Lepteren auf dem Südfriedhof, soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden 11—1 Uhr im städt. Baubüro, Adlerstr. 4, p., eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Vorzahlung oder bestellgeldfreie Einzahlung von 50 Pf. (nicht in Briefmarken und nicht durch Postanahme) bis zum Verdingungstermin bezogen werden.

Verschlüsselte und mit der Aufschrift „Länderarbeiten“ verzeichnete Angebote sind spätestens bis Freitag, den 21. August 1908 vorm. 11 Uhr Adlerstr. 4 p. einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erschienenen Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist 20 Tagen.

Wiesbaden, den 5. August 1908.

Schubanten auf dem Südfriedhof.

Verdingung.

Die Herstellung der **Fliesenböden und Fliesenwandverkleidung** für das Verwaltergebäude und weisse Halle, Pos. I, die Herstellung der Fliesenböden für das Wirtschaftsgebäude, Pos. II, desgl. für die Blumenhallen, Pos. III, soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden von 11—1 Uhr im städt. Baubüro, Adlerstraße 4, p., eingesehen, und die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen gegen Vorzahlung oder bestellgeldfreie Einzahlung von 50 Pf. (nicht in Briefmarken und nicht unter Nachnahme), so lange der Vorrat reicht, bis zum Verdingungstermin bezogen werden.

Verschlüsselte und mit der Aufschrift „Fliesenböden, Pos. I, II, und III“ verzeichnete Angebote sind spätestens bis Freitag, den 21. August 1908, vormittags 11 Uhr, hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erschienenen Anbieter oder der mit schriftlicher Vollmacht versehenen Vertreter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Formular eingereichten Angebote werden bei der Zuschlagserteilung berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 20 Tage.

Wiesbaden, 10. August 1908.

Schubanten auf dem Südfriedhof.

Verdingung.

Die Ausführung der **äußeren Anstreicherarbeiten** für das Verwalter- und Wirtschaftsgebäude auf dem Südfriedhof soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung an in Wiesbaden ansässige Unternehmer vergeben werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden von 11—12½ Uhr im städt. Baubüro, Adlerstraße 4, p., eingesehen und die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen gegen Vorzahlung oder bestellgeldfreie Einzahlung von 50 Pf. (nicht in Briefmarken und nicht gegen Nachnahme), so lange der Vorrat reicht, bis zum Verdingungstermin bezogen werden.

Verschlüsselte und mit der Aufschrift „Anstreicherarbeiten“ verzeichnete Angebote sind spätestens bis Samstag, den 22. August 1908, vormittags 10 Uhr, hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erschienenen Anbieter oder der mit schriftlicher Vollmacht versehenen Vertreter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Formular eingereichten Angebote werden bei der Zuschlagserteilung berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 20 Tage.

Wiesbaden, 10. August 1908.

Schubanten auf dem Südfriedhof.

Freiwillige Feuerwehr.

Montag, 24. August, abends 7½ Uhr, Übung der freiwilligen Feuerwehr im Hofe der Feuerwache.

Wiesbaden, 19. August 1908.

Die Branddirektion.

Nichtamtlicher Teil.

Sonnenberg.

Bekanntmachung.

Die zweite Rate Staats- u. Gemeindesteuer pro 1908 ist fällig und spätestens bis zum 29. d. Mts. in den Kassenstunden vormittags von 8 bis 12 Uhr hierher einzulassen.

Die Gemeindefasse.

Bekanntmachung.

Am **Donnerstag, den 20. August d. J., nachmittags 3.30 Uhr** anfangend, wird der diesjährige **Obstmarkt** an den Gemeindefassbäumen meistbietend veräußert.

Zusammenkunft an der katholischen Kirche, Hierstädterstraße.

Sonnenberg, den 17. August 1908.

Der Bürgermeister: Buchelt.

Bekanntmachung.

Übung der freiwilligen und der **Pflichtfeuerwehr** am **Donnerstag, den 20. August 1908, abends 8.30 Uhr**.

Zusammenkunft: Spriehaus.

Zur Übung müssen erscheinen:

1. die Mitglieder der freiwilligen Feuerwehr,
2. sämtliche Mannschaften der Pflichtfeuerwehr, bestehend aus allen männlichen Einwohnern Sonnenbergs, welche vom 1. Juli 1873 bis 31. Dezember 1883 geboren sind und nicht der freiwilligen Feuerwehr angehören, oder nach der Reg.-Feuer-Vsch.-Polizeiordnung befreit sind.

Unpünktliches Erscheinen oder Fernbleiben wird nach § 11 der Feuer-Vsch.-Polizei-Verordnung bestraft.

Sonnenberg, den 14. August 1908.

Die Ortspolizeibehörde.

Buchelt, Bürgermeister.

Feierstunden.

□ □ □ □ Täglich die Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 194.

Mittwoch, den 19. August 1908.

23. Jahrgang.

Der Gardestern.

Humoristischer Roman von Freiherrn von Schlicht.

(Fortsetzung.)

„Sie sind wohl nicht ganz richtig im Kopf . . . was hätten Sie denn gemacht, wenn ich eine geschlagene Stunde vor Ihnen gestanden hätte? Lieber Freund, Sie sehen mir beinahe so aus, als wenn auch Sie eben 6 Stunden Kammer gezählt hätten“, und ohne sich um das verwunderte Gesicht des Soldaten zu kümmern, ging er durch das Portal auf die Straße.

„Was nun?“ dachte er. „Zwar bin ich zum Umfallen müde, aber ich kann doch nicht wie ein kleines Kind um halb neun Uhr zu Bett gehen. In die Kneipe gehen, Bier trinken und Tabaksgeruch einatmen mag ich nicht, ich habe von dem Kampfergeruch auf Kammer mehr als genug. Wenn ich in Berlin wäre, wüßte ich schon, wie ich den Abend verbringen sollte, aber hier? Wenn wenigstens der Weiden noch hier wäre, der ist mir noch der liebste von allen, aber der geht ja nun auf Freierrücken spazieren, und vorläufig werde ich wohl auf seine Gesellschaft verzichten müssen. Es bleibt doch nichts anderes übrig . . . gehen wir schlafen. Ich weiß nicht, woran es liegt, vielleicht bin ich körperlich zu angespannt, aber mir ist ganz elendiglich zu Mute, ich habe mich hier eigentlich noch nie so einsam und verlassen gefühlt, wie heute, ich möchte wohl, daß mir jemand heute noch irgend eine Freude bereite.“

Sein Weg führte ihn an der „Stadt Hamburg“ vorbei, und vor der Tür des Hotels sah er den Regierungsrat Osterloh mit den beiden jungen Damen im Gespräch mit Hauptmann von Böhme stehen.

„Auch da habe ich wieder Pech“, dachte er resigniert. „Warum sitzen die Herrschaften nicht drinnen in der Veranda? Da würde ich um Erlaubnis bitten, mich bei Ihnen häuslich niederlassen zu können, und es würde mir eine Freude bereiten, Fräulein Panchita den Hof zu machen, schon um die Eiferhucht meines Hauptmanns von neuem zu wecken. Aber nicht einmal das Vergnügen wird mir zuteil.“

Er ging dicht an den Herrschaften vorbei und begrüßte sie: alle dankten, aber als Panchita keinen Gruß erwiderte, war es ihm, als würde sie ihm einen freundlichen Blick zu, und als sagten ihre Augen: „Wir beide kennen uns, wir sind Leidensgefährten, wir halten zusammen.“

Bildete er es sich ein oder hatten seine Kopfschmerzen wirklich mit einem Male aufgehört? Fast alle Müdigkeit war verflogen, und als er nach Hause kam, dachte er noch nicht daran, zu Bett zu gehen. Lange saß er noch vor seinem Schreibtisch und blickte auf die blonden, die braunen und die schwarzen Mädchenköpfe, die da vor ihm standen, und während er die anderen jungen Mädchen betrachtete, ertappte er sich dabei, daß er eigentlich beständig an Panchita dachte.

Siebentes Kapitel.

Feldwebel Pohlmann von der königlichen ersten Kompagnie hielt auf dem Kasernenhof Appell mit Stiefeln ab. Die Leute hatten die „Kurzschäftigen“ an, vor sich hatten sie die „Langschäftigen“ und die Schnürschuhe stehen. Jetzt waren die Langschäftigen an der Reihe: jeder Mann, an

(Nachdruck verboten.)

den der Feldwebel herantrat, nahm die Stiefel zur Hand und zeigte erst die Sohle, dann das Oberleder vor. Schön war es nicht, was der Feldwebel zu sehen bekam, bei dem einen fehlten ein paar Sohlennägel, bei dem anderen war das Oberleder zu wenig eingefettet, bei dem einen war dies, bei dem anderen jenes in Unordnung, und jetzt fand er sogar einen, dem ein Eisen an dem linken Absatz fehlte.

„Zu glauben ist es überhaupt nicht“, schalt der Feldwebel, „man muß solche Bummellei mit eigenen Augen sehen, um sie überhaupt für möglich zu halten, und selbst wenn man sie gesehen hat, glaubt man sie nicht. Was denken Sie sich eigentlich dabei, Meier, mir die Stiefel in solcher Verfassung vorzuzeigen? Wenn ich das erst wüßte, könnte ich es vielleicht begreifen.“

Meier bekam einen roten Kopf, er hatte das Unglück kommen sehen, nun war es da. Er hatte gestern Abend, als in der Putzstube die Stiefel für den heutigen Appell in Ordnung gebracht wurde, bemerkt, daß das Eisen fehlte, und er hatte sie gleich dem Schuster übergeben wollen — der aber hatte keine Zeit gehabt und ihn auf heute vormittag vertröstet. Da Meier die Stiefel noch brauchte, hatte er sie wieder mitgenommen, dann hatte er das fehlende Gufeisen vergessen, und als er wieder daran dachte, da war es zu spät, da war die Schusterbude schon zu, die Leute waren schon zum Appell herausgetreten.

„Nun, was haben Sie sich eigentlich bei Ihrer zum Himmel schreienden Bummellei gedacht?“ fragte der Feldwebel noch einmal.

Meier suchte zu retten, was zu retten war, vielleicht entging er doch noch einer Strafpuststunde, einem Strafappell oder gar der Urlaubsentziehung.

„Vorhin ist das Eisen noch dagewesen, Herr Feldwebel“ log Meier. „In der Stube und auf dem Korridor war es noch dran, ich muß es auf dem Kasernenhof verloren haben.“

Natürlich wußte der Feldwebel, daß Meier log, aber er tat, als merkte er das nicht. „So, so, das ist ja dann etwas anderes“ sagte er. „eine Bummellei Ihrerseits liegt aber doch vor, denn wenn das Eisen fest saß, konnte es doch nicht verloren gehen — na, aber wenn es hier auf dem Kasernenhofe liegt, werden Sie es ja finden. Suchen Sie es.“

Und Meier suchte es, ihm blieb ja schließlich auch nichts anderes übrig, wenn er seine Lüge nicht selbst eingestehen sollte. Mit gesenktem Kopf schlich er über den großen Kasernenhof, einmal, weil er auf dem Erdboden suchte, dann aber auch weil er sich schämte. Was dann, wenn er zurückkam und melden mußte: „Ich habe es nicht gefunden?“ Sein Feldwebel würde ihn zur Bestrafung aufschreiben und die Kameraden würden ihn auslachen. Aber suchen mußte er, vielleicht hatte irgend ein Mann einer anderen Kompagnie ein Eisen verloren, das er als das feinige ausgehen konnte, aber wenn das Eisen dann nicht paßte, war das Unglück erst recht fertig.

„Haben Sie es immer noch nicht gefunden?“ erklang da über den Hof die laute Stimme des Feldwebels.

Meier richtete sich auf, stellte sich in strammer Haltung hin, legte die Hände vorchriftsmäßig an und rief zurück: „Nein, Herr Feldwebel!“

„Dann suchen Sie nur weiter“, befahl der Feldwebel. „Wenn Sie aber in fünf Minuten das Eisen noch nicht gefunden haben, können Sie wieder eintreten!“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!“

Meier warf einen Blick auf die große Uhr, die über dem Portal hing, dann suchte er weiter: fünf Minuten sind eine lange Zeit, finden würde er ja nichts, und je länger er suchte, desto mehr würde er sich hinterher blamieren. Aber er suchte weiter und weiter, bis endlich für ihn die Erlösung schlug: die fünf Minuten waren verstrichen.

Auch der Feldwebel hatte nach der Uhr gesehen. „So, nun kommen Sie nur, Meier“, rief er, „man soll seine Zeit nie mit unnützen Dingen vertrödeln, Sie finden ja doch nichts. Kommen Sie!“

Und Meier kam; ihm war ungefähr so wie einem armen Sünder, der zum Richtbloß geführt wird — er ging zögernd und langsam.

„Kommen Sie nur, Meier“, ermutigte ihn der Feldwebel, „kommen Sie nur, beeilen Sie sich etwas. So lange dauert Ihre Dienstzeit nicht, die dauert nur zwei Jahre, und wenn Sie nicht schneller gehen, sind die abgelaufen, bevor Sie hier ankommen.“

Und endlich war er da. „Zur Stelle!“ meldete er.

Der Feldwebel ließ Meier vor die Mitte der Kompagnie treten. „So, Leute“, sagte er, „nun seht Euch mal den Meier an, so sieht einer aus, der gelogen hat, denn gelogen haben Sie doch, Meier?“

Der schämte sich fast in den von zahllosen Soldaten festgestampften Erdboden hinein, aber trotzdem gab er sein Unrecht zu.

„Na, daß Sie jetzt die Wahrheit sagen, ist wenigstens etwas“, lobte der Feldwebel, „im übrigen sollten Sie sich schämen, geboren zu sein. Sie können ja zwar nichts dafür, daß Sie auf der Welt sind, aber schämen können Sie sich trotzdem, und vor allen Dingen können Sie sich freuen, daß der Herr Hauptmann nicht hier ist. Wenn der etwas davon erführe, wie Sie gelogen hätten, der schickte sie dorthin“. Und mit der ausgestreckten Hand wies er auf das Arresthaus, vor dem ein Posten mit dem Gewehr unter dem Arm auf und ab ging.

Meier schrak zusammen: der Feldwebel hatte recht, es war nur ein Glück, daß der Hauptmann nicht da war, der hätte ihn sicher wegen des Veliigens eines Vorgesetzten im Dienst eingesperrt, und eingesperrt zu sein, war kein Gemüß. Meier kannte das aus Erfahrung. Nur ein Glück, daß der Hauptmann nicht da war.

„Der Herr Hauptmann kommt!“

Bildete Meier es sich ein, war dieser Ruf nur ein Gebilde seiner erregten Phantasie, oder hatte es wirklich jemand gerufen?

„Der Herr Hauptmann kommt!“

Es war wirklich gerufen worden, deutlich erkannte Meier dieses Mal die Stimme des rechten Flügelmanns, und zu Tode erschrocken sah er sich um. Wahrhaftig, mit seinen langen Beinen große Schritte machend, kam der Hauptmann aus dem Portal. „Nun gibt es doch noch ein Unglück“, stöhnte er, „nun sitze ich doch noch fest, daß ich am Sonntag brumme. Und gerade Sonntag wollte ich mit meiner Karoline zum Tanz, weil die dann gerade ihren Ausgehtag hat.“

„Darf ich eintreten, Herr Feldwebel?“ wollte er fragen, und schon hatte er den Mund zum Sprechen geöffnet, da erklang das Kommando: „Stillgestanden!“

Gehorsam klappte Meier den Mund wieder zu; wenn „Stillgestanden!“ kommandiert ist, hat kein Mensch zu sprechen, kein Mensch, so schluckte er denn seine unausgesprochene Bitte ganz hinunter. Und nun kam das Kommando „Nicht euch!“ Alle Köpfe flogen in der Kompagnie nach rechts, selbst Meier nahm aus alter Gewohnheit den Kopf nach rechts; da erst fiel ihm wieder ein, daß er allein stände

auf weiter Flur, und er nahm seine Nase wieder geradeaus, mit sich selbst war er ja ausgerichtet.

Meier drehte dem Vorgesetzten den Rücken zu, aber es hörte ihn kommen, und je näher dessen Schritte erklangen, desto ungemütlicher wurde ihm.

„Was macht denn der Meier da eigentlich vorne?“ fragte der Hauptmann plötzlich, der jetzt seine Kompagnie erreicht hatte und den Mann vor der Front bemerkte.

Der Feldwebel sagte, was Meier verbrochen, und aufmerksam hörte der Vorgesetzte zu.

„Hat der Lämmel sich denn wenigstens geschämt?“ fragte der Hauptmann.

Eigentlich war die Frage an den Feldwebel gerichtet, aber Meier hielt es doch für besser, selbst zu antworten, und den reuigen Sünder zu spielen. So sagte er denn mit verschämter Stimme und so leise, daß der Vorgesetzte ihn gerade noch verstand: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Dann scheren Sie sich in Ihr Loch“, fuhr der Vorgesetzte fort; „und das merken Sie sich: wenn Sie noch einmal lügen, dann sitzen Sie fest.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ rief Meier freudestrahlend. Was kümmerte er sich schon heute um das, was in Zukunft, vielleicht aber auch nie eintreten würde. Er war frei, er war mit dem bloßen Schrecken davongekommen, er konnte Sonntag tanzen gehen, er war so glücklich, wie nur ein Mensch es sein konnte. Einen Augenblick später stand er wieder in Reih und Glied, so schnell wie jetzt war er noch nie eingetreten, und noch nie hatte er sich so schön ausgerichtet, — und dabei war nicht einmal „Nicht euch!“ befohlen, er tat es aus eigenster Initiative, er wollte sich dankbar erweisen für die gütige Nachsicht, die der Vorgesetzte ihm gegenüber gezeigt hatte.

Aber nicht nur gegen den Meier war der Hauptmann heute milde, sondern gegen die ganze Kompagnie, er ließ heute fünf gerade sein, und während sonst ein Appell eine Stunde und länger zu dauern pflegte, gab er heute schon nach kaum zehn Minuten das Kommando: „Tretet weg!“

Das ließen sich die Leute nicht zweimal sagen: die Langschäftigen in der einen, die Schnürschuhe in der anderen Hand, liefen die Leute, so schnell sie nur konnten, über den Kasernenhof und dann die Treppe hinauf in die verschiedenen Stuben. Mit dem Schlüssel, den ein jeder an seinem Brustband um den Hals trug, wurden die Spinde geöffnet, die Stiefel hineingestellt, Brot und Butter, oder was man sonst hatte, herausgeholt, und dann wurden die Kaffeeholer mit den großen Blechkannen in die Küche geschickt, denn es war Kaffeestunde.

Wenig später saßen die Leute an dem großen, schneeweiß geschauerten Tisch und tranken Kaffee, nicht aus kleinen, zierlichen Tassen, sondern aus großen, weißen Rummen, und das Gespräch drehte sich um den Hauptmann.

„Was der Olle man bloß heute hatte?“ fragte der eine, „der war ja höllisch gnädig.“

„Mensch, Meier, hast Du 'nen Dufel“, meinte ein anderer, „ich hätte für Deine sogenannte goldne Libertee nicht ein Stück trocknen Kommißbrot gegeben, davor kannst Du mir eigentlich was von Deiner Wurst abgeben. Schön ist Deine Karline ja nicht, das kann ja nun ihr bester Freund nicht behaupten, aber ihre Gnädige kann sie mächtig beschummeln; wo die man immer alle Würste hernimmt? Lang mir Deine Wurst mal her, ich will mir mal nur ein kleines Stück abschneiden.“

Aber trotz der glückseligen Stimmung, in der Meier sich befand, hielt er sein Eigentum fest — er wußte, was es heißt: sich ein kleines Stück abschneiden wollen, da blieb nichts anderes übrig, als der Windfaden, und den mochte er selbst nicht.

„Nee, laß man“, verteidigte er seine Wurst, „ich werde schon alleine mit ihr fertig. Und was Du über die Karline sagst, mir gefällt sie — ich mag ihr, sie ist ein braves Mädchen.“

Und er schob sich in den Mund ein Stück Wurst, daß durch seine Größe den Neid der besitzlosen Klasse erregte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tragödie eines Kaisersohnes.

Von Paul Pasig.

Kronprinz Rudolf von Oesterreich, der einzige Sohn seiner kaiserlichen Eltern und voraussichtliche Thronerbe der weiten österreichisch-ungarischen Monarchie, konnte am 25. August d. J. seinen fünfzigsten Geburtstag feiern, wenn nicht ein dunkles Verhängnis ihn verleitet hätte, am 30. Januar 1889 in Mayerling bei Baden (in Oesterreich) seinem Leben ein vorzeitiges Ende zu bereiten. So bildet das tragische Ende des hochbegabten Kaisersohnes und Thronerben nur ein Glied der Kette der schweren Schicksalsschläge, die das hartgeprüfte habsburgische Herrscherhaus mit furchtbarer Wucht trafen, es bedeutet aber insofern den härtesten Schlag, als es das Reich der Hoffnung beraubte, die ehrwürdige Monarchie in direkter Erbfolge weiterblühen zu sehen. Dazu kam, daß Kronprinz Rudolf infolge seiner geistigen Vorzüge und ganzen inneren Anlage zu den schönsten Hoffnungen berechnete und nach allem, was er als Jüngling und angehender Mann bereits geleistet hatte, ganz der erwählte Herrscher zu werden versprach, um den schwierigen Aufgaben gerecht zu werden, die gerade eine Doppelmonarchie, wie die vielbesprochene österreichisch-ungarische an einen Monarchen stellt. Doch — „was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde, aufbaut auf betrügerischem Grunde“ möchte man mit Schiller ausrufen.

Wohl ist es richtig, daß auch an dem unglücklichen Kaisersohn es sich gezeigt hat, wie verhängnisvoll eine ungeeignete Erziehung für ein ganzes zukünftiges Menschenleben werden kann — im Palaste wie in der Hütte. Die ganz unbegründete Strenge, die des Kronprinzen erster Erzieher, Graf Gondrecourt, sich zum Grundsatz gemacht hatte, mag vieles verschuldet haben, was dessen Nachfolger, Graf Latano, dann nicht mehr gut zu machen vermochte. Kronprinz Rudolf war eine durchaus begabte und geweckte Natur, überaus strebsam und zeigte ganz besonderes Interesse für Sprachen, Naturwissenschaften und militärische Angelegenheiten. So bemühte er sich mit dem schönsten Erfolge, die Sprachen zu erlernen, die seine künftigen Untertanen redeten. Unter den Naturwissenschaften war es besonders die Zoologie, und hier wieder die Ornithologie (Vogelkunde), die ihm aus Herz gewachsen war. Denn er war gleich seinem kaiserlichen Vater ein leidenschaftlicher Jäger, der, keine Gefahr scheuend, in der erhabenen Einsamkeit der eisigen Gletscherwelt sich wie zu Hause fühlte und auf seinen Wirtshäusern jede Gelegenheit wahrnahm, das Leben und Treiben der Tiere, besonders der Vögel, zu beobachten und zu studieren. Als Offizier — er wurde im Jahre 1880 zum Generalmajor und Kommandeur einer Infanteriedivision zu Prag und im Jahre 1883 zu Wien, im Jahre 1888 zum Feldmarschallleutnant, Generalinspekteur der Infanterie und Vizeadmiral ernannt — hielt er im Kreise seiner Kameraden, die mit aufrichtiger Verehrung und Zuneigung ihm zugetan waren, treffliche, von tiefem Verständnis und reichster Sachkenntnis zeugende Vorträge.

Am 10. Mai 1881 vermählte er sich mit der um sechs Jahre jüngeren Erzherzogin Stephanie, Tochter des Königs Leopold II. von Belgien, einer wahrhaft königlichen Erscheinung, dabei von einer Anmut und einem Liebreiz, daß der königliche Thronerbe ob seines nunmehr scheinbar fest begründeten Glückes allgemein bewundert, man möchte sagen, beneidet wurde. Besonders war dies der Fall, als dem fürstlichen Paar zwei Jahre später, am 2. September 1883, eine Tochter, Erzherzogin Elisabeth, geboren wurde. Aber in all dies sonnige Glück fiel nur allzubald ein dunkler Schatten. Näherstehende fanden bald, daß das sonst so sympathische Wesen des Thronerben sich allmählich merklich veränderte: das starke Interesse an wissenschaftlicher Beschäftigung — der Kronprinz war auch schriftstellerisch tätig gewesen und hatte veröffentlicht: „Fünfzehn Tage auf der Donau“, 1881, „Eine Orientreise“, mit Zeichnungen von Panfinger, 1884, und als Mitarbeiter „Die Oesterreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, 1886

— ließ merklich nach, eine starke nervöse Reizbarkeit trat an die Stelle der früheren Offenheit und Vertraulichkeit, und selbst melancholische Anwandlungen waren nicht selten.

Der Wurm nagte im Innern des unglücklichen Kaisersohnes, eine unselige Leidenschaft zur Gräfin Vetsera hatte von seinem Herzen Besitz genommen und sein seelisches Gleichgewicht völlig gestört. Und diese Leidenschaft führte zur Katastrophe. Vorher hatte sich der unglückliche Kronprinz in einem vertraulichen Schreiben an den Papst gewandt und ihn um Auflösung seiner Ehe, sowie um Herbeiführung eines Vergleiches mit seinem Vater wegen Verzichtes auf die Thronfolge gebeten. Der Papst sandte den Brief sofort an Kaiser Franz Joseph. Es folgte eine tieftraurige Szene zwischen Vater und Sohn, die eine ganze Nacht währte und während welcher der Kronprinz endlich seine Leidenschaft zur Vetsera in ergreifender Weise gestand.

Am anderen Morgen reiste er nach Mayerling, wohin er brieflich auch die Geliebte berief. In der Frühe des nächsten Tages fanden der Kaiser, Prinz Koburg und Graf Hoyos die Beiden tot in Rudolfs Schlafgemach. Die Vetsera hatte sich mit Strychnin vergiftet, Rudolf lag gegen sie gelehnt mit einem Revolver in der Hand, mit dem er sich erschossen hatte. Auf dem Tisch lagen vier Briefe Rudolfs und ein Brief der Vetsera an ihre Mutter. Dieser lautete: „Liebe Mutter, ich werde für Rudolf sterben, wir lieben einander zu tief, um eine Existenz, getrennt von einander, ertragen zu können. Das grausame Geschick, welches nichts ändern kann, hat es unmöglich gemacht, daß wir je einander angehören! Da Umstände vorliegen, welche unsere Vereinigung verhindern, Umstände, die ich am allerwenigsten mit Dir besprechen kann, macht es mich glücklicher zu sterben, als zu leben. Vergib mir. Deine unglückliche Marie.“

Der Schluß des Briefes war mit Tränen genetzt. Rudolf schrieb u. a. an den Kaiser, die Kaiserin und den Herzog von Pragana. Letzterer Brief lautete: „Lieber Freund! Ich muß sterben, ich kann nicht anders handeln! Lebe wohl! Gottes Segen sei mit Dir! Rudolf.“ An den damaligen Sektionschef im Ministerium des Inneren, Szöegenyi, schrieb der Kronprinz: „Lieber Szöegenyi! Sie finden hierin eingeschlossen ein Kodizill zu meinem vor zwei Jahren gemachten Testament. Sie werden in meinem Studierzimmer in der Hofburg die Mehrzahl meiner Papiere finden, und ich überlasse es Ihrer Discretion, zu entscheiden, welche davon zur Veröffentlichung geeignet scheinen. Diese Papiere sind im Schubfach des Tisches eingeschlossen, welcher beim Sofa steht. Und so schließe ich auch den kleinen goldenen Schlüssel ein, um es damit zu öffnen. Wenn Sie diese wenigen Zeilen erhalten, werde ich nicht mehr sein, ich muß sterben. Geben Sie allen Freunden meine herzlichsten Grüße. Möge Gott unser geliebtes Land segnen. Rudolf.“ In der Kapuzinergruft zu Wien ruhen die sterblichen Ueberreste des unglücklichen Kaisersohnes, und Kaiser Wilhelm II. unterläßt es nie, bei gebotenen Gelegenheiten einen Kranz am Sarge seines „geliebten Freundes“ niederlegen zu lassen. Die ehemalige vielbewunderte und vielbeneidete Kronprinzessin ging eine anderweite Ehe mit einem österreichisch-ungarischen Magnaten ein. Erschütternde Schicksale im Menschenleben wirken gewittergleich, mögen sie solche treffen, die auf Höhen des Daseins wandeln, oder die, welche in bescheidener Hütte ein kümmerliches Dasein fristen, sie erschrecken durch ihre düstere Tragik und eröffnen einen schauernden Blick in graufige Tiefen; aber sie reinigen auch die Atmosphäre und lassen ein neues, frisches Erwachen und Aufblühen erhoffen.

Des Kindes Schlaf.

Von Dr. Heinrich Putzker.

Die große Bedeutung, die der gesunde und ausgiebige Schlaf für die körperliche und geistige Gesundheit hat, wird leider noch immer nicht genügend beachtet. — Und doch

würde er nicht nur die Beachtung der Mütter und Erzieher, sondern auch aller Erwachsenen, die mitten im Gewerksleben stehen und auf die Leistungsfähigkeit ihres Nervensystems angewiesen sind, in reichstem Maße verdienen! — Jedenfalls muß aber der Arzt fordern, daß dem Schläfe des Kindes die notwendige Aufmerksamkeit von Seiten der berufenen Faktoren geschenkt wird, denn die den Gesetzen der Gesundheitspflege gehorchende Erziehung ist keine Privatangelegenheit, sondern Sache der Gesamtheit des Volkes. —

Bei kleinen und jüngeren Kindern, die noch nicht die Schule besuchen, ist die Frage nach der ihnen förderlichen Schlafdauer ziemlich überflüssig. — Sie dürfen ja so lange schlafen, als sie wollen, d. h. so lange, bis sie von selbst, ohne Zwang, erwachen. — Nur das eine sei erwähnt: es sollte niemals der Versuch gemacht werden, diese Schlafdauer aus irgend einem Grunde irgendwie abzukürzen. — Ein solcher Versuch ist nicht nur zwecklos, sondern auch gefährlich, weil wir keinerlei Anhaltspunkte dafür besitzen, daß der Organismus des kleinen Kindes mit einer kürzeren Schlafdauer sein Auslangen findet. — Wenn das Kind in das schulpflichtige Alter tritt, dann muß seine Schlafdauer mit Rücksicht auf den Beginn des Unterrichts allerdings oft künstlich eingeschränkt werden, das Kind muß geweckt werden. — Das natürlichste wäre es in diesem Falle, das Kind so zeitig zu Bett zu schicken, daß es des Morgens zur richtigen Stunde von selbst erwacht. — Ein gewisses, die Schlafdauer regulierendes Eingreifen wird jedoch bei Kindern in diesem Alter niemals zu vermeiden sein. — Es ist eine alte Erfahrung, daß allzu langes Schlafen die Kinder faul und schlaff macht, daß es auch in den Kindern frühzeitig Gefühle weckt, die sie vorderhand nicht kennen sollten. — Ob diese Erfahrung sich auch immer und in allen Fällen bewährt hat, das wissen wir freilich nicht, trotzdem wird man annehmen dürfen, daß sie im großen und ganzen richtig ist. — Nur darf man dieser Erfahrung gegenüber die andere, besser fundierte, nicht vergessen, daß eine allzu kurze Schlafdauer noch schwerere Schädigungen mit sich bringt, indem sie Seele und Leib des Kindes zu gleicher Zeit beeinflusst, indem sie das Kind abspannt und nervös macht und immer merklicher die Fähigkeit, den geforderten Leistungen nachzukommen, herabsetzt. — Und da ist es nun leider Tatsache, daß Eltern und Erzieher vielfach, von dem unrealisierbaren Ideal einer „spartanischen“ Erziehung geleitet, die erstere Erfahrung voll und ganz berücksichtigen, die letztere jedoch überhaupt nicht oder nur nebenbei zur Geltung kommen lassen. — Hierbei können sie allerdings den Milderungsgrund für sich in Anspruch nehmen, daß es allgemeingültige Normen für die dem Kinde notwendige Schlafdauer nicht gibt und auch — nicht geben kann. — Nichtsdestoweniger läßt sich diese Zeit, wenn man nur nicht zu ängstlich sich an die Bruchteile der Stunde hält, und mit dem Takte, den ein Erzieher nun einmal besitzen muß, die individuellen Bedürfnisse jedes Kindes mit in Rechnung setzt, ungefähr angeben. —

Ein erwachsener Mensch von guter Gesundheit braucht in der Regel einen achtsündigen Schlaf, um die Spannkraft wieder herzustellen, die während des Wachens im Organismus verbraucht werden. — Kinder und Menschen, die in dem Ubergangsalter zwischen der Kindheit und dem Erwachsensein stehen, kurzum alle die, deren Organismus noch nicht zu voller Reife gelangt ist, brauchen — das ist sicher — mehr Schlaf. — Es fragt sich nur, um wie viel mehr. — Da ist es nun zweckmäßig, eine Scheidung zwischen denjenigen Kindern zu machen, die das schulpflichtige Alter überschritten, aber noch nicht das elfte oder zwölfte Lebensjahr erreicht haben. — Die erstere brauchen wieder mehr Schlaf, als die letzteren. — Kann man bei diesen die unbedingt nötige Schlafdauer mit neun bis zehn Stunden im Mittel angeben, so müssen jene ungefähr zehn bis elf Stunden lang schlafen. — Doch wie gesagt: diese Zahlen beziehen sich auf gesunde, nicht für ihr Alter übermäßig entwickelte Kinder. — Besonders kräftige und frische Kinder können sich mit einer etwas geringeren Schlafdauer begnügen, ohne dadurch irgendwie geschädigt zu werden. — Ebenso diejenigen Kinder, deren Organismus dem Abschluß

der Entwicklung und des Wachstums näher ist, als der Organismus ihrer Altersgenossen. — Eine längere Schlafdauer benötigen hingegen alle die Kinder, die in der körperlichen Konstitution den Altersgenossen etwas nachstehen. — Bei nervösen, schwächlichen und blutarmen Kindern kann man ebenso, wie bei Erwachsenen dieser Kategorie zu der mittleren, normalen Schlafdauer getrost je nach Bedarf eine oder zwei Stunden hinzutun. — Desgleichen bei Kindern, die zu schnell wachsen oder die, nachdem sie jahrelang an Größe ihre Gespielinnen nicht überragt haben, auf einmal aufschießen. — In allen diesen Fällen muß mehr Sorge darauf verwendet werden, daß die Kinder nicht durch eine Beschränkung der Schlafdauer geschädigt werden, als darauf, daß sie nicht durch zu langen Schlaf die erwähnten Nachteile akquirieren, die eigentlich doch mehr moralischer Natur sind. — Moralische Schädigungen der körperlichen Gesundheit können hingegen weit weniger leicht kompensiert werden.

Dies und Das.

□ **Der Fuß der Kaiserin.** Eine treffende Charakteristik der Kaiserin Maria Luise, der Gemahlin des ersten Napoleon, enthalten die Denkwürdigkeiten des Grafen d'Haussonville. Im Auftrage des Kaisers Franz brachte Graf de St. Aulaire der Kaiserin die Nachricht von der Thronentsetzung und dem Selbstmordversuch ihres Gemahls. Der frühen Stunde halber noch im Schlafzimmer empfangen, schlug St. Aulaire in peinlicher Stimmung über den Charakter seiner Botschaft die Augen nieder. „Ach,“ sagte, ihre Vektüre unterbrechend, die Kaiserin, „Sie betrachten meinen Fuß? Man hat mir immer gesagt, daß er hübsch sei.“ Hierauf las sie weiter.

□ **Ein Verbrecherkongreß.** In Newyork soll demnächst ein Kongreß stattfinden, wie er weder dort noch anderswo sonst bisher abgehalten worden ist. Er ist als eine Tagung von „Verbrechern“ angekündigt, die zusammenkommen wollen, um ihre Beziehungen zur Gesellschaft, zur Polizei und zu einander, oder wie sie es nennen, ihrer „Bruderschaft“ zu besprechen. Der Vorschlag geht von Dr. Reimann in Chicago, einem unter dem Namen „König der Landstreicher“ bekannten Soziologen aus, der sich seit vielen Jahren innerhals dieser eigenartigen Bruderschaft um die soziale Rettungsarbeit bemüht. Er verlangt von der Polizei für die Delegierten zu diesem Kongreß für die Dauer ihres Aufenthaltes in Newyork freies Geleit. Die Polizei betrachtet den sonderbaren Plan, soweit es möglich ist, mit Ruhe. Sie hofft dabei, wie der Korrespondent eines Londoner Blattes mitteilt, daß sie unter den Delegierten so manchen finden wird, der dem Arme der Gerechtigkeit entronnen ist oder wegen dieser oder jener Verbrechen gesucht wird. Da sie also offenbar von dem freien Geleit nichts will, werden es wohl auch die Delegierten dieser Bruderschaft vorziehen, sich weit vom Schuß zu halten und Dr. Reimann wird voraussichtlich allein bleiben.

□ **Die deutsche Ansichtskarte im Auslande.** Die Ausführstatistik hat die wenig erfreuliche Tatsache offenbart, daß die deutsche Ausfuhr von Ansichtskarten in der ersten Hälfte des laufenden Jahres verglichen mit dem entsprechenden Zeitraume des Vorjahres eine sehr empfindliche Einbuße erlitten hat. Freilich: noch immer ist der Verbrauch deutscher Ansichtskarten im Auslande ganz ungeheuer. Er betrug nämlich in dem ersten Halbjahre 1908 2590 000 Kgl., das heißt, in Stücke umgerechnet, etwa 350 Millionen Ansichtskarten. Aber noch im ersten Halbjahre 1907 bezog das Ausland aus Deutschland 500 Millionen Ansichtskarten, so daß also heuer ein Ausfall von 150 Millionen Stück in der Ausfuhr eines halben Jahres zu verzeichnen ist. Dieser Ausfall, über den die Papierzeitung berichtet, ist gewiß nicht gering anzuschlagen, und die Ursache sind der Ansicht, daß nur durch eine wirksame Beschränkung der Erzeugung der Uebersättigung des Marktes Einhalt geboten werden kann. Der größte Abnehmer der deutschen Ansichtskarte ist Amerika, das im ersten Halbjahre 1908 immer noch 1 325 600 Kilogramm verbraucht hat. Dann kommt — trotz des „made in Germany“-Geschreis — England und hierauf folgt Oesterreich-Ungarn. Aber selbst bis nach Australien und Kanaka, kurz bis in die entlegensten Teile der Erde bringt die deutsche Ansichtskarte vor.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeiger.
Konrad Leybold in Wiesbaden.

Der Landwirt.

Wochenbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Die Zeitschrift ist nur zusammen mit dem Wiesbadener General-Anzeiger im Abonnement zu beziehen. — Anzeigen aus der Stadt und dem Regierungsbezirk Wiesbaden die Petitzeile 15 Pfg., die Reklamezeile 60 Pfg.; alle anderen Anzeigen 20 Pfg., die Reklamezeile 100 Pfg. Rabatt nach aufliegendem Tarif.

Nr. 13.

Wiesbaden, 19. August

1908.

Landwirte, vernachlässigt nicht die Vertilgung der Acker Schnecke.

Von L. Siegwart.

Von den Schädlingen der landwirtschaftlichen Kulturen macht sich durch massenhaftes Auftreten die nackte Acker Schnecke bemerkbar. Wenn der Herbst mit ins Land zieht, findet sie auf den bisher unter der Glut der Sonne fast ausgedörrten Feldern ein weites Feld für ihre Tätigkeit. Sie ziehen sich, nachdem sie jetzt der Gefahr des Austrocknens nicht mehr ausgesetzt sind, auf Wiesen, Ackerädem und Brachgrändern zusammen, nehmen dort ihr die Kulturen schädigendes Handwerk auf und werden dadurch so recht zur Plage des Landmanns.

Die Acker Schnecke ist in ihrer Nahrung keineswegs wählerisch, sie frisst an allen Arten von Wiesengräsern, macht sich hauptsächlich über die zarten Winterjaaten her, verabscheut aber auch Rot- und Weißklee, Luzerne, Mais, Raps und Kartoffeln nicht. Dabei besitzen sie keineswegs eine so kurze Lebensdauer, daß ihr Dasein mit der Eierablage abschläge, sie sind vielmehr mehrere Jahre zu leben imstande, wenn nicht durch die Witterungseinflüsse, namentlich durch langandauernde Trockenheit oder durch die zahlreichen tierischen Feinde ihrem Leben ein vorzeitiges Ende gesetzt wird. Ziehen wir jedoch diese beiden Faktoren in Betracht, so können wir den Schnecken eine durchschnittlich Lebensdauer von 5 bis 6 Monaten zusprechen, lang genug, um sich dem Landwirte durch ihren Fraß bemerkbar zu machen. Dabei sind die Tiere, so empfindlich sie gegen Hitze und anhaltende Trockenheit sind, ebenso unempfindlich gegen die Kälte, so daß man selbst nach Schmelzen des Schnees Spuren ihrer Tätigkeit unter der Schneedecke in Gestalt abgeessener Saaten bemerken kann.

Eine Vertilgung zur jetzigen Zeit ist daher nicht nur um so leichter, als sich, wie bereits erwähnt, die Schnecken in größeren Mengen jetzt zusammenziehen, sondern auch um so vorteilhafter, als dieselben zur Jetztzeit mit der Eierablage beschäftigt sind und bis zum Eintritt der Kälte damit fortfahren. Bei der reichlichen Produktion an Eiern, deren einzelne Schnecken bis zu hundert legen, können wir also durch rechtzeitiges Wegfangen der Ausbreitung der Schneckenplage im kommenden Frühjahr ganz erheblich steuern.

Zwar besitzen die Schnecken in den Maulwürfen, Staren, Rübigen, Dohlen, sowie in den Laufkäfern zahlreiche Feinde, auch Pilzkrankheiten, sowie die schon mehrmals erwähnte Trockenheit und Wärme räumen ziemlich unter ihnen auf, doch sind diese Vertilger der Schnecken nicht so mächtig, daß unsere Landwirte sich eines täglichen Eingriffs zur Vertilgung der letzteren überheben halten können. Der Vertilgungsmittel werden sehr viele empfohlen, doch bleibt das Beste und sicherste das Einsammeln der Schnecken mit der Hand. Wenngleich sich aber dieses Mittel im Gärten sehr bewährt hat, so wird doch der Landmann, besonders bei ausgedehnterem Feldbau, in seiner Anwendung auf manche Schwierigkeiten stoßen, besonders lassen die hierzu erforderlichen Arbeitskräfte und der damit verbundene Kostenaufwand manchem den Nutzen als nicht im Einklang mit den Kosten stehend erscheinen. Zwar hat es der Landmann in der Hand, durch Auslegen von Rübenblätter oder — was noch mehr wirkt — durch Auslegen von Kürbistücken die Schnecken zu lockern und sie nach bestimmten Stellen des Ackers zusammenzulocken, so daß das Einsammeln der Tiere dadurch wesentlich erleichtert wird, aber immerhin würde er ein einfacheres, weniger Zeit in Anspruch nehmendes Mittel vorziehen.

Als solches wäre zunächst dem Einsammeln das Bestreuen der von Schnecken heimgesuchten Flächen mit Staub von ungelöschtem Kalk.

Dieser Staub hängt sich an dem klebrigen Leibe der Schnecke fest, entzieht demselben die zum Leben nötigen Feuchtigkeit, die Schnecke schrumpft zusammen und verbrennt schließlich.

Zu beachten ist allerdings, daß dieses Mittel nur bei ganz trockener Witterung in Anwendung kommt, d. h. nur bei solcher Wirkung hat, da der Kalk, sobald er durch Regen oder Tau naß wird, gelöst wird und dadurch seine Wirkung verliert.

Auch mittelst einer gut durchflochtenen Dornenegge sollen sich gute Erfolge erzielen lassen, indem die Schnecken gegen äußerliche Verwundungen sehr empfindlich seien, und alle durch die Dornen der Egge, wenn auch nur zu leicht geritzten Schnecken an Schleimverlust zugrunde gehen sollen.

Ebenso sorgfältig, vielleicht sogar noch sorgfältiger, wie Viehdienste oder Kinder das Sammeln der Schnecken mit der Hand besorgen, besorgen dies Hühner und Enten mit dem Schnabel, was gleichzeitig den Vorteil hat, daß Hühner durch diese kräftige animalische Nahrung zum fleißigen Legen großer, schmachtiger Eier angereizt werden, während die Enten durch diese Nahrung stark Fett ansetzen und ein sehr wohlschmeckendes Fleisch erhalten, ohne daß dem Landwirt dadurch Kosten erwachsen, so daß diese Bekämpfungsart wohl die rentabelste ist, sofern sie der eine oder andere anwenden kann.

Auch der Eintrieb von Schweinen in derartig von Schnecken heimgesuchten Feldern wird sehr empfohlen, doch möchten wir denselben nur für brachliegende Acker empfehlen, da sonst von den Schweinen durch Bertreten und Wühlen mehr Schaden angerichtet als Nutzen gestiftet wird.

Wiesendüngung.

Von Carl Staadt.

Wir ziehen in Nachfolgendem in der Hauptsache nur solche Wiesengründe in Betracht, welche infolge ihrer Lage nicht bewässert werden können. Dadurch wollen wir aber keineswegs sagen, daß bewässerbare Wiesen eine Düngung nicht nötig hätten oder nicht zu lohnen vermöchten. Keineswegs, denn auch Wässerwiesen können dadurch, daß man sie neben der Bewässerung geeignet düngt, auf die höchste Stufe des Ertrages gebracht werden, ja in Fällen, wo das Wasser derartig ist, daß es nur wenig düngende Stoffe in sich führt, also mehr mechanisch als befruchtend wirkt, ist eine zweckentsprechende Düngung sogar unerlässlich.

Daß der Wiesengrund im allgemeinen viel zu wenig oder nur nebenbei gedüngt wird, zeigt von großer Kurzsichtigkeit oder Nachlässigkeit der Besitzer; denn auch dieser Boden muß doch ebenso gut wie das Ackerland an Erzeugungskraft verarmen, wenn er ein- oder einigemal im Jahr eine Ernte hergeben soll, ohne dafür einen Ersatz durch Düngung zu erhalten. Sonderbar ist es hierbei auch, daß die meisten Leute so schwer daran gehen, ihren Grasboden regelmäßig und genügend zu düngen, da doch ein jeder Landwirt so leicht die Erfahrung, beziehungsweise die Berechnung machen könnte, daß eine rationelle Düngung sich nirgends sicherer und höher lohnt als auf dem Grasgrund, mag dieser nun als Wiese oder als Weide benutzt werden. Von den meisten Wiesen würde man, wenn man sie angemessen düngte, noch wenigstens einmal so viel Heu erhalten als jetzt, wo man sie in Hinsicht der Düngung vernachlässigt; und noch dazu würde das Heu wohl doppelt so viel Futterwert besitzen wie das, welches man jetzt auf dem verarmten Wiesengrunde erzielt.

Die günstige Jahreszeit zur Düngung der Wiesen ist der Herbst und der Winter, es sei denn, daß der Wiesengrund um diese Zeit zu sehr aufgeweicht oder zeitweilig unter Wasser steht

oder aber eine Lage hat, bei welcher der Dünger beim Schneeschmelzen usw. abgespült würde. Nur der im Herbst und Winter aufgebrauchte Dünger kann sich bis zum Frühjahr verartig lösen und mit dem Boden verbinden, daß er von den Wiesenpflanzen bei ihrem Erwachen aus dem Winterschlaf und während der ganzen Frühjahrszeit aufgenommen werden kann. Der im Frühjahr aufgebrauchte kann erst viel später wirken, kommt in trockenen Frühjahren auch wohl gar nicht zur Lösung oder Ausnützung.

Ist der Boden fest oder versilzt, so hat man diesen, bevor man den Dünger aufstreut, mit einer scharfen schweren Egge oder mit einem Wiesenzerreißer gründlich zu bearbeiten. Durch ein solches Einreihen der Grasnarbe erhalten die befeuchtenden Einflüsse der Atmosphäre einen um so besseren Zutritt und kann deswegen auch der Dünger um so besser zur Lösung und Wirkung kommen. Das Zerreißen vieler Wurzeln gibt außerdem der Narbe einen neuen Trieb. Es trägt neben der Düngung zu einer Verjüngung derselben bei.

Im Frühjahr hat bei leichtem oder schwammigem Boden, sobald derselbe gehörig abgetrocknet ist, das Ueberziehen mit einer schweren Walze stattzufinden, damit der im Winter aufgetroffene Boden wieder zusammengebrückt wird.

Als Dünger für Wiesen hat sich der sogenannte Kaliphosphatdünger nach den bis jetzt vorliegenden zahllosen Berichten aus der Praxis am besten bewährt und ganz außerordentliche und erfreuliche Erfolge gezeitigt.

Auf Grund angestellter Versuche hat sich ergeben, daß in einem Hektar anstatt 3400 Kilo. Heu pro Hektar überhaupt, nach der Düngung mit Thomasschlacke und Kainit im ersten Schnitt 6000–7000 und im zweiten nochmals 3000–4000 Kilogramm geerntet wurden.

Am besten ist gewöhnlich das Resultat dieser Düngung, wenn man beide Düngemittel im Gemenge gebraucht und zwar pro Hektar von jedem 400–500 Kilo. Vielerorts hat man zwar auch Thomasschlacke mehr ohne Kainit angewandt, doch hat der Erfolg bewiesen, daß die einseitige Anwendung der Thomasschlacke, besonders auf allen kalkarmen Sand- und Moorböden gerade so fehlerhaft ist, wie die einseitige Anwendung der Kalisalze ohne Thomasschlacke. Zwar zeigt auch hier in vielen Fällen die Zufuhr von Phosphorsäure allein guten Erfolg, aber man berücksichtigt wohl, daß eine einseitige Düngung nicht imstande ist, auf die Dauer reiche Erträge zu liefern, ja unter Umständen sogar wirkungslos bleiben kann. Volle Wirkung kann nur durch gleichzeitige Anwendung von Phosphorsäure und Kali erreicht werden und ist dann bei Anwendung eines solchen Mischdüngers, bestehend aus gleichen Teilen Thomasschlacke und Kainit die Ertragssteigerung eine ganz erhebliche.

Vermehren wir aber durch fortgesetzte Düngung mit Thomasschlacke lediglich den Phosphorsäuregehalt des Bodens, ohne an Kalizufuhr zu denken, so tritt früher oder später der Zustand ein, daß das vorhandene Kali nicht mehr ausreicht, den Bedarf der Pflanzen zu decken. Es ist zwischen Kali und Phosphorsäure im Boden ein Mißverhältnis entstanden und dadurch die volle Entwicklung der Pflanzen gestört. Hier darf eine Zufuhr von Kali nicht ausbleiben, weil sonst auch jede Wirkung der Phosphorsäure unmöglich gemacht wird. Wo dies übersehen wird, ist ein Rückgang in den Erträgen nicht zu vermeiden.

Optimal wird allerdings nur ein teilweiser Ersatz an Kali nötig sein, und benutzen daher viele Landwirte neben zwei Zentner Thomasmehl mit bestem Erfolg nur einen Zentner Kainit pro Morgen, andere düngen schon seit zehn Jahren mit Superphosphat ohne Kalidüngung; andere wieder haben sich am besten gestanden, wenn sie jährlich das bereits oben erwähnte Mischungsverhältnis von je 4–5 Zentner Thomasschlacke und Kainit pro Hektar verwandt haben. Wir unsererseits glauben nach den uns aus dem Vorkreise zugegangenen diesbezüglichen Mitteilungen gleichfalls der letzteren Düngungsart zustimmen zu sollen.

Zur Herbstsaat.

Die Herbstsaat nimmt ihren Anfang, wenn die Ernte der Kulturgewächse in ihrem weiteren Umfange beendet ist. „Der Erntemaschine folgt der Pflug.“ Damit ist schon darauf hingewiesen, daß bei der Herbstbestellung der Pflug eine wichtige Rolle zu spielen hat, was bei der Frühjahrsbestellung nicht der Fall ist.

Bezüglich der Bodenbearbeitung gilt als Regel, je feiner das Saatgut ist, desto sorgfältiger muß der Boden zubereitet werden. Bei Weizen und Roggen ist es gut, die Saatfurche schon

etliche Wochen vor der Saat zu geben, damit sich der Boden wieder gehörig schließen kann.

Was die Menge des Saatgutes betrifft, so ist dieselbe abhängig von der Saatzeit, dem Klima, von der Keimfähigkeit und der Güte des Kornes, von der Pflanzenart, von der Tiefe der Unterbringung und endlich von der Schwere des Kornes. Je kräftiger der Acker, je milder das Klima ist, desto mehr kann sich die Pflanze bestocken, desto dünner darf die Saat sein. Je reiner und vollkommener der Same ist, desto dünnere Saat ist zulässig. Je früher man sät, desto dünner darf man säen. Vom älteren Saatgut ist mehr zu nehmen, da dieses einen Teil seiner Keimkraft eingebüßt hat. Saatgut mit Unkräutern oder anderem leichteren Getreide muß vor der Aussaat durch Reinigungsmaschinen von den Beimengungen befreit werden.

Eine sehr häufige Verbreitung haben die Brandpilze unter dem Getreidearten gefunden. Ausgangspunkt des Getreidebrandes ist hauptsächlich das Saatforn. Auf der Oberseite des Samenforts setzen sich die Brandsporen des Pilzes fest, um beim Auskeimen auf die junge Pflanze überzugehen. Das wichtigste Bekämpfungsmittel gegen den Stein- und Flugbrand bildet immer noch die Beize des Saatgutes.

Viele Landwirte nehmen das Beizen in der Weise vor, daß sie das Getreide in Tauche tauchen. Sehr häufig wird dasselbe auch mit Kupfervitriol vorgenommen. Man verwendet dabei auf 5½ Hl. Samen 1 Lg. blauen Vitriol. Dieser wird zerkleinert und mit heißem Wasser begossen. Der Samen wird hierauf in die Lösung geschüttet. Nach 10–12stündiger Einwirkung der Beize wird das Saatgut herausgenommen und zum Trocknen ausgebreitet. Dieses Verfahren wie das Einweichen in Tauche sind ganz unvollkommen und gewähren keinen sicheren Schutz vor Brand-Erkrankungen. Als Universalbeize für alle Getreidearten gilt das Formalin. Das Formalin ist in jeder Drogerie erhältlich. Man nimmt zu 100 Liter Getreide ¼ Liter Formalin und erhält so eine 0,1-prozentige Beize. Für 50 Lg. Getreide sind 60–70 Liter Flüssigkeit notwendig. Das Getreide wird vor dem Beizen in einen Bottich gebracht und mit Wasser übergossen, so daß dieses 10 cm. über den Körnern steht, die Masse wird fleißig gerührt, es steigen dann die leichten, brandigen Körner, ebenso die Brandsporen als braune Pulver an die Oberfläche und können leicht abgeschöpft werden. Nach 10 Minuten erneuert man das Wasser. Nach dem Waschen des Getreides kommt dieses nunmehr in die Beizflüssigkeit, die gleichfalls über die Körner reichen muß. Das Saatgut läßt man 3–4 Stunden in der Formalinlösung liegen, darnach wird es aus der Flüssigkeit, die man später wieder verwenden kann, genommen, ausgebreitet und getrocknet. Das Formalinverfahren hat einmal den Vorzug, einfach zu sein und dann zum anderen, daß mit Formalin gebeiztes Getreide später nach erneutem Waschen zu beliebigen Zwecken ohne jeden Nachteil wieder verwendet werden kann. Bei Kupfervitriollösung ist das nicht möglich, denn der Kupfervitriol ist sehr giftig. Das Beizen mit Formalin kann auch mehrere Wochen vor der Saat schon geschehen.

Der Samenwechsel ist sehr zu empfehlen, man erhält durch ihn, sofern die richtige Wahl getroffen wird, mehrere Jahre höhere Erträge, man beugt dem Ausarten des Getreides vor, man schützt sich durch ihn gegen Krankheiten der Pflanzen, so namentlich beim Weizen gegen den Brand zu schützen, man schützt endlich durch den Samenwechsel manche Unkräuter, deren Samen sich schwer anscheiden lassen, los zu werden.

Für ein gedeihliches Wachstum des Getreides ist auch die Tiefe der Unterbringung maßgebend. Hierfür sind jedoch die Bodenarten, die Saatzeit, der Feuchtigkeitsgehalt des Ackers bestimmend. Bindige und feuchte Acker beanspruchen eine geringere Tiefe als lockeres und trockenes Erdreich. Für gewöhnlich rechnet man für Getreide als Saattiefe 2½–5 cm. Die gleichmäßige Unterbringung des Samens ist für ein gleichmäßiges Auslaufen der Saat von größter Bedeutung. Durch die Egge wird niemals eine gleichmäßige Saattiefe erreicht.

Die Saat wird teils als breitwürfig, teils als Drill-, teils als Dibbelsaat vorgenommen. Von allen Methoden ist diejenige die beste, bei der die geringste Saatmenge und die gleichmäßigste Verteilung des Saatgutes möglich ist. Die gleichmäßigste Verteilung trifft bei der Dibbelsaat zu. Weit weniger gut ist die Drillsaat. Unvollkommen ist die Breitfaat mit der Maschine und am schlechtesten die Handsaat.

Nach der Bestellung des Bodens sind noch einige Arbeiten unerlässlich. So müssen vor allem die Wasserfurchen, die immer offen zu halten sind, gezogen werden. Wo Wasser auf den Saaten stehen bleibt, oder die Ackertrume zu sehr aufweicht, leiden die Pflanzen not. Vorhandene Steine sind abzulefen, größere Schollen zu zerkleinern.

Trockenhaltung der Schweineställe.

„Ruh und Rast ist halbe Mast“ sagt ein altes Sprichwort. Diese Wahrheit sollte man namentlich bei der Schweinemast beherzigen. Das Schwein, nächst der Kuh unser nützlichstes Haustier, besitzt durchaus nicht eine so große Vorliebe für Schmutz und Unrat, wie im allgemeinen angenommen wird.

Wenn es auch in Bezug auf Nahrung nicht gerade sehr penibel ist und namentlich gern in fester Erde wühlt, in der es Wurzeln und Ungeziefer, lauter Federbissen, findet, so liebt es doch nach getaner Arbeit ein trockenes und warmes Lager, um die aufgenommenen Nährstoffe in Ruhe verdauen zu können.

Ein solches Lager herzustellen ist unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht ganz leicht, da viele Schweine die häßliche Angewohnheit haben, das ihnen als Streu eingeworfene Stroh noch nach darin enthaltenen Körnern zu durchwühlen, so wird es naß und schmutzig und verfehlt somit seinen Zweck.

Diesem Uebelstand ist nun sehr leicht dadurch abzuhelfen, daß man den Stall in zwei Säiten teilt, einen Schlafraum und einen Fressraum.

Die Scheidewand stellt man her, indem man ein etwa 15 Zentimeter hohes Stüd Kahlholz auf dem Fußboden quer durch die Mitte des Stalles befestigt. Dieses Kahlholz, an dessen Stelle man eine breite hochkantig stehende Bohle verwenden kann, verhindert, daß das Stroh aus dem Schlafraum in den Fressraum gezerzt werden kann. Die Schweine erkennen meist sofort den Zweck dieser Einrichtung und legen auch ihre Exkremente nur in den Fressraum ab, so daß der Lagerraum stets trocken und rein bleibt. Will man noch ein übriges tun, so streut man unter das Stroh im Schlafraum etwas Torfmull, der desinfizierend wirkt und auch zur Verfilzung von Ungeziefer beiträgt.

Die Reinigung der Ställe ist eine sehr einfache, da aus jedem Stall nur einige Schippen voll Exkremente zu entfernen sind, während das Stroh fast eine Woche lang vorhält.

Legt man Wert darauf, viel Dung zu gewinnen, so kann man einfach Stroh auf den Dungehaufen werfen und daselbe von Ochsen durchtreten lassen. Da den Schweinen somit nicht täglich frisches Stroh eingeworfen wird, und sie infolgedessen nicht Gelegenheit haben, sich mit dem Durchwühlen desselben zu beschäftigen, suchen sie unmittelbar nach Stillung des Hungers ihr weiches Lager wieder auf und lohnen somit die kleine Mühe der Einrichtung durch bessere Verwertung des ihnen gereichten Futters.

Landwirtschaft.

— Wichtig für die Höhe der Ernte ist die „Saatzeit“. Im wesentlichen richtet sich dieselbe nach der anzubauenden Pflanze, den klimatischen Verhältnissen, der Beschaffenheit des Bodens, dem Anbauverweil usw. und stellt sich in den einzelnen Jahren verschieden. Im allgemeinen ist die früh vorgenommene Saat, welche es der Pflanze ermöglicht, sich vor dem Winter kräftig zu entwickeln und zu bestocken, die geeignetste. Wird die Aussaat später vorgenommen, so ist zunächst ein größeres Saatquantum erforderlich, ebenso besteht ein größeres Risiko betreffs der Ueberwinterung. Je rauher das Klima, je ungünstiger die Wachstumsfaktoren, umso früher soll die Aussaat bewerkstelligt werden, das dürfte als — allgemeine — Regel gelten, die sich auf Beobachtung und praktische Erfahrung stützt. Jedoch bleibt dabei zu beobachten, daß ein Bestellen der Winterhalbmünder für die meisten Verhältnisse vor Mitte September nicht ratsam ist, weil im anderen Falle den gefährlichen Getreidefliegen (Zrittsiege) Vorbehalt geleistet würde. Ebenso kann auch bei allzu früher Saat die Weiterentwicklung der Pflanze so zeitig beginnen, daß jene durch die Frühjahrsfrostbe nachteiligt werden. Daß die Aussaat nur bei trockener Witterung erfolgen darf, ist wohl selbstverständlich.

— Aufbewahrung und Zubereitung ausgewachsener Getreides. Da daselbe gemeinhin immer noch feucht und von Pilzen befallen ist, so ist bei der Behandlung desselben ganz besondere Vorsicht vonnöten. Es ist nach Möglichkeit nur bei ganz trockenem Wetter und mit der Maschine zu Dreschen. Wenn dabei die Scheunentüren offen stehen, so entweichen durch den Luftzug im Staube schon große Mengen giftiger Stoffe. Das

gedroschene Getreide ist in möglichst luftigen und trockenen Räumen dünn aufzuschütten und recht oft umzuschaukeln. Das Getreide kann, sofern es nicht von Pilzen befallen und dampfhaft ist, ohne weitere Vorbereitung, nachdem man es geschrotet bzw. eingeweicht hat, verfüttert werden. Sind die Körner aber mit Pilzen bedeckt, so sind sie in hohem Maße gesundheitsgefährlich und führen leicht sehr schwere Erkrankungen herbei. Um dies zu verhüten, muß dem Verfüttern ein Dämpfen vorausgehen. Daselbe wird am besten mit besonderen Dämpfapparaten ausgeführt. Gedämpfte Körner brauchen selbstredend nicht mehr geschrotet zu werden. Durch diese Ersparnis stellt sich dann auch das Dämpfen um ein ganz Bedeutendes billiger. Ganz besonders sei davor gewarnt, daß man dampfiges Getreide in großen Quantitäten auf einmal schrotet und so in Haufen liegen läßt, das befordert naturgemäß das weitere Verderben. Um Gesundheitsstörungen bei Verfütterung verdorbenen Getreides vorzubeugen, besitzen wir ein vorzügliches Mittel im Viehfalz. Daselbe sollte in Jahren, welche die Ernte verdorben einbringen ließen, in den zulässigen Grenzen an alles Vieh gegeben werden.

— Winterarbeiten. Der Weinberg, sorgsam an den weitgebeuteten, fruchtbaren Bergeslehnen gegen Mittag angelegt, gleicht einem prachtglänzenden Schmuckstückchen, dem zart sinnige, verständnisreiche Fürsorge unablässig liebevoll-gewissenhafte Pflege zu teil werden läßt. Gegen fremde, unberechtigte Eingriffe durch schädigende Mauer und drahtgefesteten Zaun eingeeicht, gedeiht die edle Rebe in üppigster Fülle. In wohlgeordneter Reihe und festem Gliede steht der stolze Weinstock in langgezogenen, harmonischen Zeilen; hoch und sorgsam an den aufrechten Pfahl gebunden, zeigt er in diesem Jahre eine entzückende Fülle der stropfenden Gescheine seiner kraftvollen Nebgetriebe. In den so behaglichen Gesilden schafft der schweigsame, sinnige Winzer das ganze Jahr hindurch; zehrendes Unkraut und wuchernde Dornen kann man in diesen Gesilden nicht erblicken. Der prächtig bearbeitete, gut gelockerte und mit Düngstoff reich durchsetzte Boden breitet sich vor dem ruhenden Auge des Naturfreundes aus wie ein sanft gebreiteter, sorgsam gereinigter, fleckenloser Teppich mit wohlthuenden, regelmäßigen Mustern. Noch vor kurzem, zurzeit der Venernte, galt es den für Nebgelände so verderblichen „Genußwurm“, der sich später zum sogenannten „Sauerwurm“ auswächst, in angestrengter Tätigkeit zu bekämpfen. In harter Schmierseiflösung, die man der Rebe als reichliche Dosis wiederholt verabreichte, fand dieser Schmarotzer seinen Untergang. Gegenwärtig ist ein verderblicher Schimmelpilz (Peronospora), der die reiche Weinernte bedroht und ganze Kraft, Umsicht und Arbeit verlangt, um seiner Herr zu werden und die Frucht vor Untergang zu schützen. In ansehnlichen Wassertübeln, die an den verschiedensten Stellen des Geländes aufgestellt sind, findet man eine grünlich schillernde Flüssigkeit, die man durch Abzug von 100 Ltr. Wasser mit 5 Liter Kupfervitriol und 5 Ltr. Soda gewinnt und in reichen Mengen, doch nicht in der Mittagssommerjonnenglut, geschickt zwischen das Blattwerk der Reben spritzt, so daß auch die Unterseiten der Blätter stark getroffen und doch die treibenden Weidweine möglichst verschont werden. Sehr gewissenhaft wurden diese wichtigen Arbeiten ausgeführt, so daß gegründete Hoffnung vorhanden ist, auch diesen ebenso plötzlich wie mächtig aufstretenden Feind aus dem Felde zu schlagen. Die nächsten Tage schon bringen dem Winzer neue, sorgsam auszuführende Arbeit. Wenn die Beeren der edlen Trauben ausgewachsen sind, müssen die Reben gegipfelt werden, damit der Prozeß der Reife unterstützt und beschleunigt wird. Das fundige Auge weiß denn auch die Traube am Schößling so zu plazieren, daß des edlen Weinstocks starker Saft gehörig erhitzt und gelocht wird, damit er Aroma und Güte erhält.

— Obst! Obst ist zwar kein Nahrungsmittel im engeren Sinne des Wortes, obgleich es bestimmte Nährstoffe in reichlichem Maße enthält (Eiweiß und Zucker), aber als Ergänzung der täglichen Nahrung und in gesundheitlicher Beziehung vermag es, besonders bei Kindern und Darmkranken, ungeheuren Nutzen zu schaffen. Denn es ist festgestellt worden, daß das Obst gerode auch diejenigen Mineralsalze bietet, die zur Bildung des Blutes und zum Aufbau des Knochengestüßes unentbehrlich sind. Werden diese Mineralsalze dem Körper in der Jugend vorenthalten, so entwickelt er sich schlecht, erkrankt an Blutarthrit, die man dann durch Eizentinkuren und Kalzphosphat zu beseitigen sucht. Nicht immer haben solche künstlichen Mittel guten Erfolg. Viel schneller werden Blutarthrit und bleichsüchtige Personen durch reichlichen Obstgenuß von ihren Leiden befreit. In hohem Maße stärkt der Obstgenuß auch die Nerven und steigert ihre Tätigkeit, und da diese Stärkung wieder eine nachhaltige Wirkung auf die Geistesfähigkeit ausübt,

o ist der Obstgenuss schon aus diesem Grunde allein auch jedem Erwachsenen zu empfehlen. Der Saft der Äpfel und Birnen enthält eine Menge nährender Stoffe, Blut- und herzstärkendes Kali, nervenaufbauende Phosphorsäure und Kali, die zugleich Bau- und Nährstoffe für Harn und Galle sind. Große Eisenmengen enthalten Pflaumen; Säuren und Salze finden sich in Erdbeeren und Pfirsichen. Daß das Obst im Sommer der beste Durststiller ist, dürfte allgemein bekannt sein. Daraus geht hervor, daß der Obstgenuss für Kinder und Erwachsene von unschätzbbarer Bedeutung und der Zursüßigkeitsberechtigt ist: Eßt Obst!

W. Weidegang für Jungvieh. Mehr und mehr erkennen die Landwirte in Nassau, daß Viehzucht bei vollständiger Stallhaltung ein Umding ist. Pferde- und Ziegenweiden hat man schon längst eingerichtet, und nachdem hier und da von privater Seite Versuche mit günstigen Erfolgen gemacht wurden, beginnen auch die Gemeinden wieder, für das Jungvieh den Weidegang einzuführen. Als eine der ersten Gemeinden, welche hierin vorbildlich vorgeht, ist Mensfelden bei Limburg zu nennen. Dort wird, da scheinbar ein Ortsbewohner nicht für das Amt zu gewinnen ist, ein auswärtiger Kuhhirte zum Hüter des Jungviehs auf der Stoppelweide gesucht. Neben freier Zureiche, freier Wohnung und freier Beschäftigung wird demselben ein Gehalt von 150 M. für die Zeit vom 1. September bis 1. November zugesichert, ein Gehalt, der früher ein Hirte kaum für das ganze Jahr erhielt. Dabei soll das Gehalt noch entsprechend erhöht werden, wenn über 20 Tiere ausgetrieben werden. Die Gemeinde Mensfelden, die also ihr Jungvieh in der eigenen Gemarkung austreiben lassen will, ist sich wohl bewußt, daß die Lebensfähigkeit der jungen Tiere durch die tägliche Bewegung im Freien nur vorteilhaft angeregt und die vollkommene Ausbildung des Körpers außerordentlich unterstützt wird. Es entwickelt sich ein Ebenmaß im Bau, korrekte Gliederstellung, Widerstandsfähigkeit und Fruchtbarkeit. Weiß man doch aus Erfahrung, daß junge Kinder mit eingeschlagenem Bug und schmaler Brust diese Fehler durch Weidegang verloren haben. In der Tat, wo es auf die Veranbarung einer gesunden, kräftigen Nachzucht ankommt, da ist Weidegang unerlässlich.

Das Schälen der Stoppeln.

Eine der wichtigsten Sommerarbeiten ist das sofortige Umgraben der Stoppelfelder. Nachdem Getreide, Hülsenfrüchte und Futterpflanzen im Sommer abgeerntet sind, ist der Boden dicht gelagert; fallender Regen bringt nur sehr langsam ein und bei stärkerem Regen fließt viel Wasser oberflächlich ab. Infolge der dichten Lagerung der Bodenteile sind die Kapillaren (Haarröhrchen) sehr eng, was zur Folge hat, daß das in den tieferen Schichten noch etwa vorhandene Wasser bis an die Oberfläche emporsteigt und hier verdunstet, so daß der Boden immer

mehr austrocknet. Ein solcher Boden läßt sich später sehr schwer bearbeiten und beansprucht viel Zugkraft. Da in einem hart gewordenen Boden auch die Luft nur sehr schwer eindringen kann, so ist die Verwesung der Pflanzentrümmerteile eine äußerst unvollkommene.

Wenn man dagegen kurz nach dem Mähen die Stoppeln umbricht, so werden alle die erwähnten Nachteile mit einem Schläge beseitigt. Die Bodentapillaren werden oben abgeschnitten, die gelockerte Schicht läßt die Niederschläge, sowie die Luft leicht in den Boden eindringen; da die Kapillaren nicht mehr bis an die Oberfläche gehen, kann auch das in den tieferen Bodenschichten befindliche Wasser nicht mehr verdunstet; der Boden bleibt frisch, die Stoppel- und Wurzelrückstände verwesen rasch. Durch die Auslockerung des Bodens wird auch die Keimung der Unkraut samen gefördert, so daß bei der späteren Bearbeitung die Pflanzen vernichtet werden.

Um das Schälen recht rasch zu bewerkstelligen, empfiehlt es sich, wo irgend möglich, Mehrschärfpflüge zu verwenden und die Schärfurche recht flach zu machen. Je flacher man die Stoppel schälen kann, desto billiger und nützlicher gestaltet sich die Arbeit, da dann der Umbruch größerer Flächen in kurzer Zeit möglich ist und die Verwesung der Stoppel- und Wurzelreste schneller vor sich geht. Die geschälte Stoppel darf aber nicht in rauher Furche liegen gelassen werden. Professor Dr. von Rümker sagt im ersten Hefte der „Tagesfragen aus dem modernen Ackerbau“ folgendes: „War es beim Schälen trocken und ist der Boden schwer und zähe und zur Klößbildung geneigt, dann empfiehlt es sich, möglichst bald nach dem Schälen (vor dem Verhärten der etwa ausgebrochenen Schollen) eine mindestens mittelschwere Ringel- oder besser Kambridge- oder Großkalkambridgewalze folgen zu lassen, welche die Schälfurche andrückt, ohne eine glatte Oberfläche des Bodens herzustellen. Dadurch wird die Verwesung der Stoppeln wesentlich beschleunigt. Denn es wird nach dem Wenden und Lüften des Bodens die Kapillarität der oberen Schichten zum Teil wiederhergestellt und das Wasser aus dem Untergrund heraufgezogen. In diesem Walzenstrich darf die Schälfurche aber nur solange liegen bleiben, bis die Verwesung der organischen Masse der Stoppel- und Wurzelrückstände erfolgt ist. Sobald man dies feststellen kann, muß die angewälzte Schälfurche tüchtig durchgeeggt werden, damit die Wirkung der Kapillarität nicht länger dauert, als zur schnellen Verwesung der Stoppelreste notwendig war, weil sonst durch die verstärkte Verdunstung zu viel Wasser verloren geht. Die Wirkung der Kapillarität muß also, sobald es geht, wieder unterbrochen werden. Ist der Boden milder oder ist die Witterung weniger trocken, dann ist das Anwälzen der Schälfurche eher unentbehrlich.“

Verantwortlicher Redakteur: Paul Lorenz in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Leybold in Wiesbaden.

Sepp: Lohnt sich denn das Düngen mit Kali auf unseren Feldern und Wiesen?



Vindensbauer: Das wollt' ich meinen. Eine Kalidüngung verbessert die Qualität unserer sämtlichen Früchte und bringt, was die Hauptsache ist, hohe Ernte-Erträge, also Geld.

Sepp: Dann sind die Kalisalze wohl sehr teuer?

Vindensbauer: Teuer? — im Gegenteil, die Kalisalze sind billiger als alle anderen Düngemittel?

Sepp: Danke für die Aufklärung, ich fordere noch heute die vom Kalisyndikat G. m. b. H. in Leopoldshall = Staßfurt kostenlos angebotenen Proschüren über zweckmäßige Düngung.



Neu Praktisch Billig
ist das seit Jahren von mir mit bestem Erfolg eingeführte
Lasch-Konservenglas
welches in diesem Jahre wesentlich verbessert ist durch eingeschliffenen Hals und breiten Gummiring mit Klappen. Weiter haben die Gläser den Vorzug, daß diese in Reg- und Weck-Apparate passen und nur die Hälfte kosten als Reg- und Weck. Meine sehenswerte Ausstellung mit Konserven aller Art in diesen Gläsern bitte ich zu beachten.



Ferner empfehle ich alle Sorten Einmach- und Gelee-Gläser, Einkochtrüge, Saftflaschen u. s. w. zu billigsten Preisen.

Süd-Kaufhaus, Inh.: F. Knapp, Moritzstrasse 15.

Umsonst

als Probestück schicken wir jed. Einsender dieser Annonce, der Bedarf in unseren Waren hat u. Nachbestellungen einsenden will, entweder ein hochfeines Taschmesser

Jagdmesser,

Nicker (schließt und öffnet sich nur durch Heran- bzw. Herunterdrücken der auf der Schale angebrachten Eichel), mit prima Klinge u. Korkzieher, fein vernickt, u. oxyd. Schalen, mit Jagdstücken verziert, oder ein aus feinstem engl. Silberstahl geschmiedetes

Rasiermesser,

fein hohlgeschliff. u. fertig zum Gebrauch abgezogen. Für Porto sind 30 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Bedingung ist, daß Besteller noch nicht von uns bezogen und ihm unsere Fabrikate gänzlich unbekannt sind. Nach dem Auslande und an Minderjährige oder nicht sesshafte Personen, sowie an Händler werden Gratisproben nicht abgegeben.

Adrian & Stock, Solingen

Gratis u. franko versenden wir ferner an Jedermann — ohne Kaufzwang — uns. neuest. ill. Pracht-Katalog — derselbe enth. alle Sorten Solinger Stahlwaren (allein über 200 Sorten Taschmesser), Haushaltsartikel, Waffen, Sensen, sämtl. Werkzeuge, opt. Artikel, Lederwaren, Schmucksachen, Uhren, Stöcke, Toilette-Artikel, Pfeifen, Zigarren etc.